



Jean Mohr: *Portrait John Bergers*
(John Berger in dem Film *Play me something* von Tim Neat)

John Berger

*Das Leben der Bilder
oder die Kunst des Sehens*

Aus dem Englischen
von Stephen Tree

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

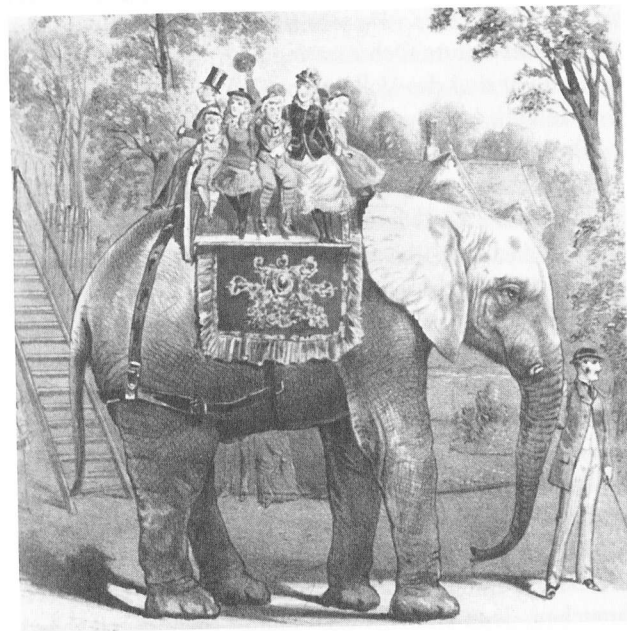
11. Aufl. 2009

Anlaß – als Solitäre herauslösen, man kann sich auch von Zeit zu Zeit darin einfinden – nicht nur vor Antritt einer Kunstreise oder eines Ausstellungsbesuchs. Vielleicht einfach nur, um sich wieder einmal seinen lesenden Blick zu schärfen, das nervöse Augenpulver unserer Medienabbildungen abzuwischen – und sich geradlinig auf eine Blickspur zu begeben und damit in ein neues Gespräch mit sich selbst und seiner Umgebung.

WARUM SEHEN WIR TIERE AN?

für Gilles Aillaud

In Westeuropa und Nordamerika setzte im neunzehnten Jahrhundert ein Prozeß ein – an dessen Ende heute der korporierte Kapitalismus des zwanzigsten Jahrhunderts steht –, durch den alle Traditionen zerbrachen, die bisher zwischen dem Menschen und der Natur vermittelt hatten. Vor diesem Bruch bildeten die Tiere den innersten Kreis der menschlichen Umgebung. Aber vielleicht suggeriert dies bereits eine zu große Distanz: das Tier befand sich zusammen mit dem Menschen im



Elefantenreiten im Londoner Zoo

Zentrum der Welt. Solche Zentralität war natürlich sowohl ökonomisch als auch produktiv. Wie auch immer sich Produktionsmittel und Sozialstruktur änderten, die Menschen waren von den Tieren abhängig, was Nahrung, Arbeit, Transportmittel und Kleidung anging.

Doch die Annahme, daß Tiere in der menschlichen Vorstellung zuallererst als Fleisch oder Leder oder Horn auftraten, heißt, eine Haltung des neunzehnten Jahrhunderts Jahrtausende zurück zu projizieren. Tiere fungierten in der Vorstellung zuerst als Botschafter und Verheißung. Zum Beispiel begann man Rinder nicht einfach in der Aussicht auf die Gewinnung von Milch und Fleisch zu domestizieren. Rindvieh hatte magische Funktionen als Orakel oder als Opfer. Und die Auswahl einer bestimmten Tierart, die magisch, zähmbar *und* zum Verzehr bestimmt war, wurde ursprünglich von den Gewohnheiten, der Erreichbarkeit und der »Einladung« des fraglichen Tieres bestimmt.

Der weiße gute Ochse ist meine Mutter,
Und wir sind das Volk meiner Schwester,
Das Volk von Nyarian Bul ...
Freund, starker Ochse der gespreizten Hörner,
Der Du immer in der Herde brüllst,
Du Ochse, Kind vom Sohn des Bul Maloa.

(Evans-Pritchard: *The Nuer: a Description of the Modes of lifelyhood and political institutions of a Nilotic people*)

Tiere werden geboren, sie sind fühlende und sterbliche Wesen. Darin gleichen sie dem Menschen. Sie unterscheiden sich vom Menschen weniger in ihrer grundsätzlichen als in ihrer sichtbaren Anatomie –, in ihren Gewohnheiten, ihrer Zeit, ihren physischen Fähigkeiten. Sie sind sowohl gleich als auch ungleich.

»Wir wissen, was die Tiere tun und was der Biber und die Bären und der Lachs und die anderen Kreaturen brauchen, denn einmal waren unsere Männer mit ihnen verheiratet und erhielten dieses Wissen von ihren Tier-

frauen.« (Indianer aus Hawaii, zitiert bei Lévi-Strauss in *Das wilde Denken*).

Die Augen eines Tieres sind, wenn sie einen Menschen betrachten, aufmerksam und wachsam. Das gleiche Tier wird vermutlich andere Tiere auf die gleiche Weise ansehen. Für den Menschen ist kein besonderer Blick reserviert. Doch keine andere Gattung als die des Menschen wird den Blick des Tieres als vertraut empfinden. Andere Tiere nimmt der Blick gefangen. Der Mensch jedoch wird sich, indem er den Blick erwidert, seiner selbst bewußt.

Das Tier beobachtet ihn genau, über einen schmalen Abgrund des Nicht-Verstehens hinweg. Aus diesem Grund kann der Mensch das Tier überraschen. Doch auch das Tier – selbst wenn es domestiziert ist – vermag den Menschen zu überraschen. Der Mensch blickt ebenfalls über einen ähnlichen, wenn auch nicht identischen Abgrund des Nicht-Verstehens hinweg. Wo immer er auch hinblickt. Er blickt immer über einen Abgrund aus Unwissenheit und Angst. Wenn er nun von einem Tier *wahrgenommen wird*, wird er so gesehen, wie er seine Umgebung sieht. Weil er dies erkennen kann, wird ihm der Blick des Tieres zu einem vertrauten. Und doch ist das Tier verschieden und kann nie mit einem Menschen verwechselt werden. Daher schreibt man Tieren eine Macht zu, die sich zwar mit menschlicher Macht vergleichen läßt, doch niemals mit ihr zusammenfällt. Das Tier hat etwas Geheimnisvolles, das, anders als die Geheimnisse der Höhlen, Berge und Meere, sich in besonderer Weise an den Menschen wendet.

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier wird vielleicht klarer, wenn man den Blick eines Tieres mit dem Blick eines anderen Menschen vergleicht. Zwischen zwei Menschen werden die zwei Abgründe, jedenfalls im Prinzip, durch die Sprache überbrückt. Wenn sie sich auch feindlich gegenüberstehen und kein Wort fällt (selbst wenn die beiden verschiedene Sprachen sprechen), ermöglicht die *bloße Existenz* der Sprache, daß

zumindest einer, oder vielleicht auch beide, sich durch den anderen bestätigt. Die Sprache erlaubt es dem Menschen, auf den anderen zu rechnen wie auf sich selbst. (Die Bestätigung, die Sprache vermittelt, kann auch menschliche Unwissenheit und Angst einschließen. Beim Tier ist Angst die Reaktion auf ein Signal, beim Menschen dagegen ist sie endemisch.)

Kein Tier aber bestätigt den Menschen, weder im positiven noch im negativen Sinne. Das Tier kann getötet und gegessen werden, so daß seine Energie der des Jägers hinzugefügt wird. Das Tier kann gezähmt werden, so daß es den Bauern versorgt und für ihn arbeitet. Aber die ihm fehlende gemeinsame Sprache, sein Schweigen gewährleisten seine Distanz, seine Verschiedenheit, seine Ausgeschlossenheit vom Menschen.

Gerade wegen dieser Verschiedenheit kann jedoch das Leben eines Tieres, obwohl niemals mit dem eines Menschen zu verwechseln, als parallel zu diesem verstanden werden. Nur im Tod treffen sich die beiden parallelen Linien; kreuzen sich vielleicht nach dem Tod, um dann wieder parallel nebeneinander zu laufen: daher der weitverbreitete Glaube an die Seelenwanderung.

Auf Grund dieser Parallelität bieten die Tiere dem Menschen eine Gesellschaft an, die sich gänzlich von der menschlichen unterscheidet. Sie ist deshalb anders, weil sie der Einsamkeit des Menschen als Gattung angeboten wird.

Die nicht-sprechende Gesellschaft der Tiere wurde häufig für so gleichwertig gehalten, daß man oft die Ansicht findet, gerade dem Menschen fehle die Fähigkeit, mit den Tieren zu sprechen – daher auch die Geschichten und Legenden von außergewöhnlichen Menschen, wie etwa Orpheus, die mit den Tieren in ihrer Sprache reden konnten.

Worin bestand das Geheimnis der Gleichheit und Ungleichheit des Tieres mit dem Menschen? Das Geheimnis, dessen Existenz der Mensch sofort erkannte, als er den Blick eines Tieres auffing.

In gewissem Sinne ist die gesamte Anthropologie, die sich mit dem Übergang von der Natur zur Kultur befaßt, eine Antwort auf diese Frage. Aber es gibt auch eine allgemeine Antwort. Alle Geheimnisse handeln davon, daß Tiere *Vermittler* zwischen dem Menschen und seinem Ursprung sind. Darwins Evolutionstheorie, unauslöschlich mit dem Stempel des europäischen neunzehnten Jahrhunderts versehen, gehört dennoch einer Tradition an, die fast so alt ist wie der Mensch selbst. Tiere vermittelten zwischen dem Menschen und seinem Ursprung, weil sie dem Menschen ebenso gleich wie ungleich waren.

Die Tiere kamen aus dem Land hinter dem Horizont. Sie gehörten *dorthin* und auch *hierher*. Sie waren ebenso sterblich wie unsterblich. Das Blut eines Tieres floß wie Menschenblut, aber seine Gattung starb nicht aus, jeder Löwe war LÖWE und jeder Ochse war OCHSE. Dies – vielleicht der erste existentielle Dualismus – spiegelte sich im Umgang mit den Tieren. Sie wurden unterworfen *und* verehrt, gezüchtet *und* geopfert.

Heute finden sich noch Rudimente dieses Dualismus bei denen, die in enger Vertrautheit mit Tieren leben und von ihnen abhängig sind. Ein Bauer hat sein Schwein gern und freut sich doch, dessen Fleisch einzupökeln. Bezeichnend dafür ist, und für den Fremden aus der Stadt so schwer zu verstehen, daß die beiden Aussagen durch ein *und* verbunden sind und nicht durch ein *aber*.

Die Parallelität ihrer ähnlichen/unähnlichen Leben hatte zur Folge, daß Tiere einige der ersten Fragen herausforderten und zugleich die Antworten darauf anboten. Das erste thematische Objekt für die Malerei war das Tier. Wahrscheinlich war die erste Farbe Tierblut. Und es ist nicht unsinnig anzunehmen, daß die erste Metapher das Tier war. Rousseau behauptete in seinem *Essay über den Ursprung der Sprachen*, daß Sprache aus der Metapher geboren wurde: »Wie Emotionen die ersten Motive waren, die den Menschen dazu veranlaßten zu sprechen, so waren seine ersten Äußerungen Tropen

(Metaphern). Die figurative Sprache wurde zuerst geboren, eigentliche Bedeutungen wurden erst zuletzt gefunden.«

Wenn die erste Metapher ein Tier war, so deshalb, weil die grundlegende Beziehung zwischen Mensch und Tier eine metaphorische war. In dieser Beziehung enthüllte das, was den beiden Begriffen – Mensch und Tier – gemeinsam war, auch das, was sie unterschied. Und umgekehrt.

In seinem Buch über Totemismus kommentiert Lévi-Strauss Rousseaus Überlegungen: »Weil der Mensch sich ursprünglich mit all jenen identisch fühlte, die wie er waren (zu denen wir, wie Rousseau besonders betont, die Tiere rechnen müssen), erwarb er schließlich die Fähigkeit, sich abzugrenzen, wie er sie gegeneinander abgrenzte – das heißt, die Verschiedenheiten der Arten zur begrifflichen Unterstützung für die soziale Abgrenzung zu benutzen.«

Rousseaus Erklärung über die Ursprünge der Sprache zu akzeptieren, heißt natürlich, bestimmten Fragen auszuweichen (welches war die kleinste soziale Organisation, die für den Durchbruch von Sprache notwendig gewesen ist?). Doch kann die Suche nach dem Ursprung niemals völlig befriedigt werden. Die Vermittlung der Tiere bei dieser Suche bot sich deshalb an, weil Tiere mehrdeutig bleiben.

Alle Theorien über den wahren Ursprung dienen nur dazu, das, was folgt, besser zu definieren. Wer nicht mit Rousseau übereinstimmt, bestreitet zwar den Standpunkt eines Menschen, nicht aber eine historische Tatsache. Weil die Erfahrung nahezu verlorengegangen ist, suchen wir zu definieren, warum Tier-Zeichen überall verwendet wurden, um die Erfahrung der Welt darzustellen.

Man sah Tiere in acht der zwölf Zeichen des Tierkreises. Bei den Griechen war das Zeichen für jede der zwölf Stunden des Tages ein Tier. (Das erste eine Katze, das letzte ein Krokodil.) Die Hindus glauben, daß die Erde auf dem Rücken eines Elefanten ruht, und der Elefant auf einer Schildkröte. Für die Nuer des südlichen Sudan (vgl. Roy Willis, *Man and Beast*) »lebten ursprünglich alle

Lebewesen, einschließlich der Menschen, in freundschaftlichem Verhältnis miteinander in einem Camp. Der Zwist begann, als der Fuchs den Mungo dazu überredete, dem Elefanten einen Knüppel ins Gesicht zu werfen. Ein Streit folgte, und die Tiere trennten sich; jeder ging seines Weges und fing an, so zu leben, wie sie es heute alle tun, statt sich gegenseitig zu töten. Der Magen, der zunächst für sich allein im Busch lebte, drang in den Menschen ein, so daß er jetzt immer hungrig ist. Die Sexualorgane, die ebenfalls losgelöst waren, hängten sich bei Männern und Frauen an, so daß sie sich nun ständig gegenseitig begehren. Der Elefant lehrte den Menschen, wie man Hirse stampft, so daß er jetzt seinen Hunger nur durch endlose Arbeit stillen kann. Die Maus lehrte den Mann zu zeugen und die Frau zu gebären. Und der Hund brachte den Menschen das Feuer«.

Die Beispiele sind zahllos. Überall boten Tiere Erklärungen an oder, genauer, liehen ihren Namen oder Charakter einer Eigenschaft, die wie alle Eigenschaften in ihrem Kern mysteriös war.

Was die Menschen von den Tieren unterschied, war die menschliche Fähigkeit zum symbolischen Denken, die Fähigkeit, die untrennbar ist von der Entwicklung der Sprache, in der Worte nicht bloße Signale waren, sondern die Signifikanten von etwas anderem als sie selbst. Nun waren aber die ersten Symbole Tiere. Was die Menschen von den Tieren unterschied, wurde aus der Beziehung zu ihnen geboren.

Die *Ilias* ist einer der ersten uns zugänglichen Texte, und in ihr enthüllt die Verwendung der Metapher noch die Nähe von Mensch und Tier, jene Nähe, aus der die Metapher selbst entstand. Homer beschreibt den Tod eines Soldaten auf dem Schlachtfeld und dann den Tod eines Pferdes. Beide Tote sind in Homers Augen in gleicher Weise transparent; es gibt in dem einen Fall nicht mehr Brechung als in dem anderen.

»Aber Idomeneus traf in des Erymas' Mund mit des Erzes / Stoss; und es drang aus dem Nacken die eherne

Lanze durchbohrend / Unter dem Hirn ihm hervor und zerbrach die Gebeine des Hauptes; / Und ihm entstürzten die Zähn', und Blut erfüllte die Augen / Beid', auch atmet' er Blut aus dem offenen Mund und der Nase / Röchelnd empor; und dunkles Gewölk des Todes umhüllt' ihn.« Das war ein Mensch.

Drei Seiten weiter ist es ein Pferd, das getroffen zu Boden sinkt: »Auch Sarpedon verfehlt' ihn selbst (Patroklos) mit der blinkenden Lanze, / Werfend den anderen Wurf; doch Pedasos stürmt' er dem Rosse, / Rechts in die Schulter den Speer; und es röchelte schwer aufatmend, / Stürzete dann in den Staub mit Geschrei, und das Leben entfloß ihm.« Das war ein Tier.

Das 17. Buch der *Ilias* beginnt damit, daß Menelaos über dem Körper des Patroklos steht, um die Trojaner daran zu hindern, ihn zu rauben. Hier setzt Homer Tiere als metaphorische Verweise ein, um die ungewöhnliche oder hervorragende Qualität verschiedener Augenblicke ironisch oder bewundernd mitzuteilen. *Ohne das Beispiel der Tiere* wären solche Augenblicke weiterhin nicht beschreibbar gewesen. »Rasch durch das Vordergewühl, mit strahlendem Erze gewappnet, / Kam und umwandelt' er ihn wie das Kalb die blökende Starke, / Die ihr erstes gebär, noch neu den Sorgen der Mutter: / Also umging Patroklos der bräunliche Held Menelaos.«

Ein Trojaner attackiert ihn, und Menelaos ruft voller Ironie Zeus an: »Vater Zeus, nicht ziemt es, so trotzige Worte zu rufen! / Nie doch trotzt ein Pardel so fürchterlich, nie auch ein Löwe, / Noch der Eber des Waldes, der grimmige, welchen vor allen / Großer Zorn im Busen mit drohender Stärke daherschnaubt, / Als sich Panthoos' Söhne, die Lanzenschwinger, erheben!«

Menelaos tötet daraufhin den Trojaner, der ihn angriff, und niemand wagt es hinfort, sich ihm zu nähern. »Jetzt, wie ein Löw im Gebirge genährt, der Stärke vertrauend, / Hascht aus der weidenden Herde die Kuh, die am schönsten hervorschien; / Ihr nun bricht er den Nacken, mit mächtigen Zähnen sie fassend, / Erst, dann schlürft er das

Blut und die Eingeweide hinunter / Und zerfleischt; doch ringsum die Hund' und die Männer des Hirten / Scheuchen ihn laut anschreiend von fernher, aber auch keiner / Wagt ihm entgegen zu gehn; denn es fasste sie bleiches Entsetzen: / Also wagt' auch keiner, das mutige Herz in dem Busen, / Dort ihm entgegen zu gehn, dem rühmlichen Held Menelaos.«

Jahrhunderte nach Homer systematisiert Aristoteles in seiner *Geschichte der Tiere*, dem ersten bedeutenden wissenschaftlichen Werk zu diesem Thema, die vergleichbare Beziehung zwischen Mensch und Tier.

»Bei der Mehrzahl der Tiere findet man Spuren von physischen Eigenschaften und Haltungen, die bei den Menschen etwas stärker differenziert sind. Denn genauso, wie wir auf Ähnlichkeiten in den physischen Organen hinweisen, erkennen wir in einer Reihe von Tieren Sanftmut und Wildheit, Milde oder Gereiztheit, Mut oder Furchtsamkeit, Angst oder Vertrauen, Optimismus oder gemeine List, und im Hinblick auf die Intelligenz etwas der Klugheit Verwandtes. Einige dieser Eigenschaften unterscheiden sich beim Menschen nur quantitativ, wenn man sie mit den entsprechenden Eigenschaften bei Tieren vergleicht: das heißt, daß der Mensch mehr oder weniger von einer Eigenschaft hat, und ein Tier mehr oder weniger von einer anderen; andere Eigenschaften im Menschen werden von analogen und nicht identischen Eigenschaften repräsentiert; so wie wir zum Beispiel beim Menschen Wissen, Weisheit und Klugheit finden, so finden wir bei Tieren ein gewisses natürliches Potential, das mit diesen Eigenschaften verwandt ist. Die Wahrheit dieser Behauptung versteht man besser, wenn man sich das Phänomen der Kindheit ansieht: denn in Kindern beobachten wir die Spuren und Samen dessen, was eines Tages feste psychologische Gewohnheiten sein werden, obwohl sich ein Kind psychologisch vorerst kaum von einem Tier unterscheidet ... «

Den meisten modernen »gebildeten« Lesern wird diese Passage, fürchte ich, zwar edel, aber zu anthropomorphi-

sierend vorkommen. Sanftmut, Gereiztheit, Scharfsinn, so werden sie argumentieren, sind keine moralischen Qualitäten, die Tieren zugeschrieben werden können. Und die Behavioristen würden diesen Einwand unterstützen.

Doch bis zum neunzehnten Jahrhundert war der Anthropomorphismus wesentlich für die Beziehung zwischen Mensch und Tier und brachte ihre Verwandtschaft zum Ausdruck. Er war das Residuum der ständigen Verwendung von Tiermetaphern. Während der letzten zwei Jahrhunderte verschwanden die Tiere allmählich. Heute leben wir ohne sie. Und in dieser neuen Einsamkeit macht uns der Anthropomorphismus doppelt unsicher.

Der entscheidende theoretische Bruch kam mit Descartes. Der Dualismus, der in der Beziehung des Menschen zum Tier lag, wurde von Descartes internalisiert, er verlegte ihn *in den Menschen*. Indem er strikt den Körper von der Seele trennte, überließ er den Körper den Gesetzen der Physik und Mechanik, und da Tiere keine Seele besaßen, wurde das Tier auf das Modell einer Maschine reduziert.

Die Konsequenzen jenes von Descartes eingeleiteten Bruchs wurden nur langsam spürbar. Erst etwa ein Jahrhundert später zeigt der große Naturforscher Buffon – obwohl auch er das Maschinenmodell akzeptiert und anwendet, um Tiere und ihre Fähigkeiten zu klassifizieren – wieder eine gewisse Zuneigung gegenüber Tieren, die sie zeitweise erneut als Gefährten gelten läßt. In dieser Zärtlichkeit liegt ein bißchen Neid.

Denn was der Mensch tun muß, um das Tier, das Mechanische in sich zu überwinden, und das zu tun, was der ihm eigenen Spiritualität entspricht, ist oft qualvoll. Und deshalb scheint sich ihm das Tier trotz des Maschinenmodells vergleichsweise einer gewissen Unschuld zu erfreuen. Man hat dem Tier die Erfahrungen und Geheimnisse fortgenommen, und diese neu erfundene »Unschuld« ruft nun im Menschen eine Art Nostalgie hervor. Zum ersten Mal versetzt man die Tiere in eine *entschwindende* Vergangenheit. In der Passage über den Biber heißt es bei Buffon:

»In dem Maße, wie sich der Mensch über den Naturzustand erhoben hat, sind die Tiere unter ihn hinabgefallen: erobert und versklavt oder als Rebellen behandelt und mit Gewalt in alle Winde verstreut, haben sich ihre Gemeinschaften aufgelöst, ist ihre *Fertigkeit* unproduktiv geworden und ihre Kunst verschwunden; jede Spezies hat ihre allgemeinen Eigenschaften verloren, sie alle haben nur ihre besonderen Fähigkeiten behalten, die bei manchen durch Beispiel, Nachahmung und Erziehung entwickelt wurden, bei anderen durch Angst und Zwang während der ständigen Sorge zu überleben. Welche Visionen und Pläne können diese seelenlosen Sklaven haben, diese Relikte einer Vergangenheit ohne Macht?

Nur Rudimente ihrer einst wunderbaren Fertigkeit sind an längst verlassen Orten übriggeblieben, die dem Menschen seit Jahrhunderten unbekannt waren, wo jede Spezies frei ihre natürlichen Fähigkeiten einsetzte und sie in Frieden in einer dauerhaften Gemeinschaft vervollkommnete. Die Biber sind vielleicht das einzige lebende Beispiel, das letzte Denkmal jener Tier-Intelligenz ...«

Obwohl eine solche Nostalgie den Tieren gegenüber bereits eine Erfindung des achtzehnten Jahrhunderts war, sind noch zahllose leistungsstarke Erfindungen notwendig gewesen – die Eisenbahn, Elektrizität, das Fließband, die Konservenindustrie, das Auto, chemischer Dünger –, ehe die Tiere ganz an den Rand der Aufmerksamkeit gedrückt werden konnten.

Im zwanzigsten Jahrhundert ersetzte die Dampfmaschine die Zugtiere auf den Straßen und in den Fabriken. Die Städte, die immer schneller wuchsen, verwandelten das umliegende Land in Vororte, wo Feldtiere, wilde oder domestizierte, selten wurden. Die kommerzielle Ausbeutung bestimmter Tierarten (Bisons, Tiger, Rentiere) hat diese nahezu ausgelöscht. Das Wildleben, jedenfalls was davon übrig ist, bleibt in immer höherem Maße auf Nationalparks und Reservate beschränkt.

Schließlich wurde das Modell von Descartes noch übertroffen. In den ersten Stadien der Industriellen Revo-

lution hat man Tiere als Maschinen eingesetzt. Ebenso Kinder. Später, in den sogenannten postindustriellen Gesellschaften, behandelt man sie als Rohmaterial. Tiere, die man als Nahrungsmittel braucht, werden wie Fabrikwaren weiterverarbeitet.

»Eine andere riesige Anlage, die man jetzt in Nord-Carolina plant, wird eine Fläche von 150 000 Hektar umfassen, aber nur 1000 Menschen beschäftigen, einen pro 15 Hektar. Maschinen, auch Flugzeuge, säen den Samen aus, düngen und ernten. Damit füttert man die 50 000 Rinder und Schweine ... diese Tiere werden niemals den Boden berühren.

Sie werden in speziell entworfenen Ställen gezüchtet, aufgezogen und bis zu ihrer Reife gefüttert.« (Susan George, *How the Other Half Dies*.)

Diese Reduktion des Tieres, die sowohl eine theoretische als auch eine ökonomische Geschichte hat, gehört dem gleichen Prozeß an wie jene, durch die Menschen auf isolierte produktive und konsumierende Einheiten reduziert worden sind. Tatsächlich erfolgte in dieser Zeit der Zugang zum Menschen nach dem Muster des Zugangs zum Tier. Der am Mechanischen orientierte Blick auf die Arbeitskapazität des Tieres wurde später auf die der Arbeiter übertragen. F. W. Taylor, der den »Taylorismus« des »wissenschaftlichen« Managements der Industrie entwickelte, schlug vor, daß die Arbeit »so stupide« und so phlegmatisch sein müsse, daß der Arbeiter »in seiner mentalen Verfassung eher dem Ochsen als irgendeinem anderen Typ ähnele«. Fast alle modernen Techniken der sozialen Konditionierung wurden zunächst anhand von Tierexperimenten aufgestellt. Ebenso die Methoden der sogenannten Intelligenztests. Heute haben Behavioristen wie Skinner die eigentliche Vorstellung vom Menschen in die Grenzen dessen verbannt, was sie aus ihren künstlichen Tests mit Tieren geschlossen haben.

Gibt es nicht doch eine Möglichkeit, daß sich die Tiere, anstatt zu verschwinden, weiterhin vermehren? Niemals hat es so viele Haustiere gegeben, wie man sie heute in

den Städten der Industrieländer findet. Man schätzt, daß es in den Vereinigten Staaten mindestens vierzig Millionen Hunde gibt, vierzig Millionen Katzen, fünfzehn Millionen Vögel und zehn Millionen andere Haustiere.

In der Vergangenheit hielten sich die Familien aller Klassen Haustiere, weil sie nützlich waren – Wachhunde, Jagdhunde, mäusefressende Katzen und so weiter. Das Halten von Tieren nicht im Hinblick auf ihre Nützlichkeit, genauer das Halten von »pets« (im sechzehnten Jahrhundert meinte das Wort im allgemeinen ein Lamm, das von Hand aufgezogen wurde), ist eine moderne Einrichtung, und in dem gesellschaftlichen Ausmaß, wie es heute existiert, einzigartig. Es gehört zum allgemeinen, aber individuellen Rückzug in die private kleine Familieinheit, der mit Erinnerungsstücken an die äußere Welt dekoriert oder ausgestattet wird, durch den sich Konsumgesellschaften auszeichnen.

Der kleinen Einheit des Familienlebens fehlt es an Raum, Erde, Boden, anderen Tieren, den Jahreszeiten, den natürlichen Temperaturen und anderem mehr. Das Haustier wird entweder sterilisiert oder sexuell isoliert, in seiner Bewegungsfreiheit außerordentlich eingeschränkt, fast aller Kontakte mit anderen Tieren beraubt und mit künstlicher Nahrung gefüttert. Das ist der materielle Prozeß, der sich hinter dem Gemeinplatz verbirgt, daß Haustiere ihren Herrchen oder Frauchen zu ähneln beginnen. Sie sind die Geschöpfe der Lebensweise ihres Besitzers.

Genauso wichtig ist es, in welcher Weise der gewöhnliche Tierhalter zu seinem Tier steht. (Nebenbei: Kinder spielen eine etwas andere Rolle.) Das Tier *vervollständigt* ihn, antwortet auf gewisse Aspekte seines Charakters, die sonst unbestätigt blieben. Er kann für sein Tier jemand sein, der er für niemanden oder nichts sonst ist. Darüber hinaus kann das Haustier in der Weise abgerichtet werden, daß es so reagiert, als wenn es dies auch erkennen könnte. Das Haustier spiegelt einen Charakterzug seines Besitzers, der sonst nie reflektiert wird. Aber da in dieser Beziehung die Autonomie beider Beteiligten verlorengegangen

ist (der Besitzer ist der Spezielle-Mensch-der-er-nur-für-sein-Tier-ist, und das Tier hängt von seinem Besitzer in allen seinen physischen Bedürfnissen ab), wurde die Parallelität ihrer beiden getrennten Leben zerstört.

Die kulturelle Verdrängung der Tiere ist natürlich ein komplexerer Prozeß als ihre physische Verdrängung. Die Phantasietiere können nicht so leicht verjagt werden. Sprichwörter, Träume, Spiele, Geschichten, Aberglauben, die Sprache selbst erinnern an sie: die sind nicht verjagt worden, statt dessen hat man sie anderen Kategorien zugeschrieben, so daß die Kategorie *Tier* ihre zentrale Bedeutung verloren hat. Vor allem hat man die Tiere den Kategorien *Familie* und *Schaubjekte* zugeordnet.

Die in die Familie gewählt wurden, ähneln in gewisser Weise den Haustieren. Aber da sie keine physischen Bedürfnisse oder Begrenzungen wie die wirklichen Haustiere haben, kann man sie völlig in menschliche Puppen verwandeln. Die Bücher und Zeichnungen von Beatrix Potter sind ein frühes Beispiel; alle Tierproduktionen der Disney-Industrie sind ein neueres und extremeres. In diesen Werken wird die Banalität der herrschenden sozialen Praktiken *universalisiert*, indem man sie auf das Tierreich projiziert. Der folgende Dialog zwischen Donald Duck und seinen Neffen spricht für sich selbst.

Donald: Mensch, was für ein Tag! Ein perfekter Tag zum Fischen, zum Bootfahren, zum Verabreden oder zum Picknicken – nur kann ich *nichts* davon machen!

Neffe: Warum nicht, Onkel Donald? Was hält dich davon ab?

Donald: Das liebe Geld, Jungs! Wie immer bin ich blank, und es sind noch Äonen bis zum Zahltag.

Neffe: Du könntest einen Spaziergang machen. Onkel Donald – geh doch Vögel beobachten.

Donald: (Seufz!) Wahrscheinlich *muß* ich! Aber zuerst warte ich noch auf den Postboten. Er bringt vielleicht gute Nachrichten!

Neffe: Wahrscheinlich einen Scheck von einem unbekannten Verwandten aus Geldstadt?

Abgesehen von ihrem Äußeren sind diese Tiere in der sogenannten schweigenden Mehrheit aufgegangen.

Die Tiere, die zum Schaubjekt geworden sind, sind auf andere Weise verschwunden. In den Schaufenstern der Buchläden zu Weihnachten sind etwa ein Drittel der ausgestellten Bücher Tierbilderbücher. Junge Eulen oder Giraffen, die die Kamera in einem Bereich festhält, der, obwohl er für die Kamera völlig sichtbar ist, niemals vom Betrachter betreten werden wird. Alle Tiere erscheinen, als würde man sie wie Fische durch das platte Glas eines Aquariums sehen. Die Gründe dafür sind sowohl technischer als auch ideologischer Art. In technischer Hinsicht dienen die Geräte, die man verwendet, um immer verblüffendere Bilder zu erhalten – versteckte Kameras, Teleskope, Blitz, Fernsteuerung und so weiter –, dazu, Bilder herzustellen, die in sich vielfältige Momente ihrer eigentlichen *Unsichtbarkeit* enthalten. Es gibt diese Bilder nur dank der Existenz einer technischen Hellsichtigkeit.

Ein vor Jahren erschienenes, sehr gut gemachtes Buch mit Tierphotographien (*La Fête Sauvage* von Frédéric Rossif) erklärt im Vorwort: »Jedes dieser Bilder dauerte in der realen Zeit weniger als drei Hundertstel Sekunden, das heißt, sie liegen weit über der Kapazität des menschlichen Auges. Was wir hier sehen, wurde nie zuvor gesehen, weil es völlig unsichtbar ist.«

Für die damit verbundene Ideologie sind Tiere immer die Beobachteten. Die Tatsache, daß sie uns beobachten können, hat jede Bedeutung verloren. Sie sind die Objekte unseres sich immer weiter ausdehnenden Wissens. Was wir über sie wissen, ist das Maß unserer Machtfülle, und daher ein Maß dessen, was uns von ihnen trennt. Je mehr wir wissen, desto weiter sind sie von uns entfernt.

Doch die gleiche Ideologie besagt auch, wie Lukács in *Geschichte und Klassenbewußtsein* hervorhebt, daß Natur eine Wertvorstellung ist. Ein Wert, der den sozialen In-

stitutionen entgegengesetzt wird, die den Menschen seines natürlichen Wesens berauben und ihn einsperren. »Die Natur gewinnt auf diese Weise die Bedeutung des Organisch-Gewachsenen, des Nicht-vom-Menschen-Geschaffenen, im Gegensatz zu den künstlichen Strukturen der menschlichen Zivilisation. Gleichzeitig kann sie als jener Aspekt menschlicher Innerlichkeit verstanden werden, der natürlich geblieben ist, oder zumindest dazu neigt oder sich danach sehnt, wieder natürlich zu werden.« Dieser Naturauffassung zufolge wird das Leben des wilden Tiers zum Ideal, zu einem internalisierten Ideal, das einen verdrängten Wunsch in Form eines Gefühls umkleidet. Das Bild des wilden Tieres wird zum Ausgangspunkt eines Tagtraums: der Punkt, von dem aus der Tagträumer weggeht und uns dabei den Rücken zukehrt.

Den Grad der Verwirrung, mit dem wir es hier zu tun haben, bezeichnet die folgende Geschichte, die in einer englischen Zeitung veröffentlicht wurde: »Die Londoner Hausfrau Barbara Carter gewann auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung den Wettbewerb ›Wünsch Dir was‹ und sagte, sie wolle einen Löwen küssen und in die Arme nehmen. Am Mittwochabend lag sie mit einem Schock und Verletzungen am Hals im Krankenhaus. Man hatte Mrs. Carter, 46, am Mittwoch zu den Löwengehegen des Safari-Parks in Bewdley gebracht. Als sie sich vorbeugte, um die Löwin Suki zu streicheln, stürzte sich diese auf sie und riß sie zu Boden. Die Wärter sagten später: ›Wir scheinen uns sehr getäuscht zu haben. Denn wir haben die Löwin immer für vollkommen harmlos gehalten.‹«

Die Darstellung von Tieren in der romantischen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts brachte bereits das Eingeständnis ihres drohenden Verschwindens. Die Bilder zeigen Tiere, die sich in eine nur in der Vorstellung existierende Wildnis zurückziehen. Es gab jedoch einen Künstler im neunzehnten Jahrhundert, der von der kurz bevorstehenden Transformation besessen war, und dessen Werk eine unheimliche Illustration dieses Prozesses darstellte. Grandville veröffentlichte sein Werk »Das öf-

fentliche und private Leben der Tiere« in Fortsetzungen von 1840 bis 1842.

Auf den ersten Blick scheinen Grandvilles Tiere, die wie Männer und Frauen gekleidet sind und sich als solche verhalten, der alten Tradition anzugehören, wo eine Person als Tier dargestellt wird, damit einer ihrer oder seiner Charakterzüge um so deutlicher zutage treten kann. Es schien so, als ob man eine Maske aufsetzte, aber sie diente doch der Demaskierung. Das Tier stellt den fraglichen Charakterzug besonders ausgeprägt dar: der Löwe absoluten Mut; der Hase Geilheit. Das Tier lebte einst ganz nahe am Ursprung der Eigenschaft. Durch das Tier wurde die erste Eigenschaft sichtbar. Und deshalb leiht das Tier ihr seinen Namen.

Doch wenn man Grandvilles Stiche länger betrachtet, wird man sich bewußt, daß der Schock, den sie vermitteln, in Wirklichkeit von einem ganz anderen Moment ausgeht, als man zunächst vermutete. Diese Tiere wurden nicht »ausgeliehen«, um die Menschen zu erklären, nichts wird demaskiert; im Gegenteil. Diese Tiere sind Gefangene einer menschlich/sozialen Situation, in die sie hineingezwungen wurden. Der Geier als Hauswirt ist



Grandville: Ein unverhoffter Besuch

auf noch schrecklichere Weise habgierig denn als Vogel. Die Krokodile am Tisch sind beim Essen noch gieriger als im Fluß.

Hier werden Tiere weder dazu benutzt, uns die Ursprünge ins Gedächtnis zurückzurufen, noch als moralische Metaphern; sie werden *en masse* eingesetzt, um Situationen zu »bevölkern«. Die Bewegung, die mit der Banalität eines Disney endet, begann als ein beunruhigender prophetischer Traum im Werk Grandvilles.

Die Hunde in Grandvilles Stich vom Hunde-Gehege sind keineswegs hündisch; sie haben die Physiognomien von Hunden, aber sie leiden *wie Menschen* unter der Gefangenschaft.

Der Bär ist ein guter Vater zeigt einen Bären, der betrübt einen Kinderwagen zieht, wie irgendein menschlicher Brotverdiener. Grandvilles erstes Buch endet mit den Worten »Nun gute Nacht, lieber Leser. Geh' nach Hause, schließ' Deinen Käfig gut ab, schlaf fest und träume angenehm. Bis morgen.« Tiere und Menschen sind allmählich zu Synonymen geworden, was nichts anderes heißt, als daß die Tiere langsam verschwinden.

Eine spätere Zeichnung Grandvilles mit dem Titel *Die Tiere gehen auf die Dampf-Arche* macht dies deutlich. In der jüdisch-christlichen Tradition war Noahs Arche die erste geordnete Zusammenkunft von Tieren und Menschen. Diese Zusammenkunft ist jetzt vorüber. Grandville zeigt uns die große Abreise. Auf einem Quai zieht langsam eine lange Reihe der verschiedenen Tierarten vorbei, uns den Rücken zugewandt. In ihrer Haltung spiegeln sich all die Zweifel der letzten Minute, von denen Emigranten bewegt werden. In einiger Ferne ist eine Rampe, über die die ersten bereits die Arche betreten haben, die, gebaut im Stil des neunzehnten Jahrhunderts, aussieht wie ein amerikanisches Dampfboot. Der Bär. Der Löwe. Der Esel. Das Kamel. Der Hahn. Der Fuchs. Exeunt.

»Etwa im Jahr 1867«, schreibt der *Londoner Zooführer*, »sang ein Music-Hall-Künstler namens The Great Vance ein Lied, das *Walking in the zoo is the OK thing to do*

hieß, und in der Folge wurde das Wort »Zoo« in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommen. Durch den Londoner Zoo gelangte auch das Wort »Jumbo« in die englische Sprache. Jumbo war ein riesenhafter afrikanischer Elefant, der von 1865 bis 1882 im Zoo lebte. Queen Victoria interessierte sich für ihn, seine Tage beschloß er als der Star des weltberühmten Zirkus Barnum, der durch Amerika reiste – und nun lebt sein Name weiter, um Dinge von riesenhaften Ausmaßen zu beschreiben.«

Öffentliche Zoos entstanden zu Beginn einer Zeit, die das Verschwinden der Tiere aus dem täglichen Leben erfahren sollte. Der Zoo, in den die Leute gehen, um mit den Tieren zusammenzukommen, sie zu beobachten, sie zu sehen, ist in der Tat ein Denkmal für die Unmöglichkeit solcher Begegnungen. Moderne Zoos sind das Epitaph für eine Beziehung, die so alt war wie der Mensch selbst. Man sieht sie jedoch nicht als solche an, da die Fragen, die man an den Zoo stellt, immer falsch gewesen sind.

In der Zeit, als die Zoos gegründet wurden, der Londoner Zoo 1828, der Jardin des Plantes 1793, der Berliner Zoo 1844, brachten sie den großen Städten ein beträchtliches Prestige. Dieses Prestige besaßen zuvor die privaten königlichen Menagerien. Die Menagerien dienten der Zurschaustellung der Macht und des Reichtums eines Herrschers oder Königs, genauso wie Vergoldungen, große Architektur, Orchester, Spieler, Einrichtungen, Zwerge, Akrobaten, Uniformen, Pferde, Kunst und die große Küche. Auch im neunzehnten Jahrhundert demonstrierten die öffentlichen Zoos die moderne koloniale Macht. Das Fangen der Tiere stellte symbolisch die Eroberung all der entfernten und exotischen Länder dar. »Entdecker« bewiesen ihren Patriotismus, wenn sie einen Tiger oder Elefanten nach Hause schickten. Die Schenkung eines exotischen Tieres an den Zoo der Hauptstadt wurde zu einem Unterpfand in der Politik der diplomatischen Beziehungen.

Trotzdem mußte der Zoo, wie jede andere öffentliche Institution des neunzehnten Jahrhunderts, wie sehr er

auch die Ideologie des Imperialismus stützte, gleichzeitig eine unabhängige und bürgerliche Funktion beanspruchen. Der Anspruch lief darauf hinaus, daß er eine Art Museum sei, dessen Zweck darin bestand, das Wissen und das allgemeine Verständnis zu fördern. Daher kommen die ersten Fragen, die man an den Zoo richtete, aus dem Bereich der Naturgeschichte; man dachte damals, man könnte das natürliche Leben der Tiere sogar unter solch unnatürlichen Bedingungen studieren. Ein Jahrhundert später stellten erfahrene Zoologen wie Konrad Lorenz behavioristische und ethnologische Fragen, die ausdrücklich den Zweck verfolgten, mehr über die Ursprünge menschlichen Handelns durch das Studium der Tiere unter experimentellen Bedingungen zu erfahren.

Mittlerweile besuchen jedes Jahr Millionen die Zoos, aus einer Neugier heraus, die so groß, so vage und so persönlich ist, daß es schwerfällt, sie in einer einzigen Frage zu formulieren. In Frankreich besuchen heute jährlich 22 Millionen Menschen die 200 Zoos. Ein hoher Prozentsatz der Besucher waren und sind Kinder.

Die Kinder sind in der industrialisierten Welt von der Bildersprache der Tiere umgeben: Spielzeuge, Cartoons, Bilder, Dekorationen aller Art stellen Tiere dar. Keine andere Art von Bildersprache kann sich mit der der Tiere messen. Das offensichtlich spontane Interesse der Kinder an Tieren könnte einen zu der Annahme verführen, dies sei immer so gewesen. Natürlich waren einige der ersten Spielzeuge (als das Spielzeug der großen Mehrheit der Bevölkerung noch unbekannt war) Tiere. Ebenso enthalten die Kinderspiele auf der ganzen Welt reale oder vorgestellte Tiere. Doch erst im neunzehnten Jahrhundert gehörten Nachbildungen von Tieren zur üblichen Ausstattung der Kinderstuben der Mittelklasse, und dann – in diesem Jahrhundert, mit den aufkommenden riesigen Werbungs- und Verkaufssystemen wie zum Beispiel Disneys – in jede Kinderstube.

In früheren Jahrhunderten gab es nur wenige Tier-spielzeuge. Sie erzeugten nicht die Illusion, Tiere reali-

stisch abzubilden, sondern waren nur symbolisch gemeint. Es ist der Unterschied zwischen dem traditionellen Steckenpferd und dem Schaukelpferd: ersteres war einfach ein Stock mit einem stilisierten Kopf, den die Kinder wie einen Besenstiel ritten; letzteres war eine genaue »Nachbildung« eines Pferdes, realistisch angemalt, mit echten Zügeln aus Leder, einer echten Mähne aus Pferdehaar und einer Bewegung, die der eines galoppierenden Pferdes ähneln sollte. Das Schaukelpferd war eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts.

Die neue Nachfrage nach naturähnlichem Tierspielzeug führte zu anderen Herstellungsmethoden. Man produzierte die ersten ausgestopften Tiere, und die teuersten wurden mit echter Tierhaut überzogen – gewöhnlich die Haut togeborener Kälber. Zur gleichen Zeit tauchten die ersten weichen Tiere auf – Bären, Tiger, Hasen –, eben solche, die Kinder gerne mit ins Bett nehmen. Und so fällt die Herstellung realistischen Tierspielzeugs mehr oder weniger mit der Entstehung der öffentlichen Zoos zusammen.

Der Familienbesuch im Zoo ist meistens eine sentimentalere Angelegenheit als der Besuch eines Jahrmarkts oder Fußballspiels. Die Erwachsenen nehmen ihre Kinder mit in den Zoo, um ihnen die Originale ihrer »Nachbildungen« zu zeigen, vielleicht auch in der Hoffnung, etwas von der Unschuld jener reproduzierten Tierwelt wiederzufinden, an die sie sich aus ihrer eigenen Kindheit erinnern.

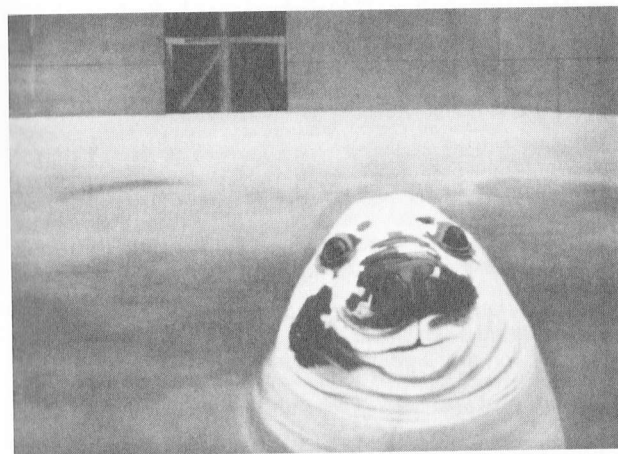
Die Tiere entsprechen selten den Erinnerungen der Erwachsenen, während sie den Kindern meistens unerwartet lethargisch und langweilig vorkommen. (So häufig, wie man Tiere im Zoo schreien hört, so oft hört man Kinder laut rufen: Wo ist er? Warum bewegt er sich nicht? Ist er tot?) Und so könnte man die Frage der meisten Besucher, die sie zwar bewegt, die sie aber dennoch nicht aussprechen, vielleicht folgendermaßen formulieren: Warum sind diese Tiere so viel unbedeutender, als ich gedacht hatte? Und diese unprofessionelle, unausgesprochene Frage verdient es, beantwortet zu werden.

Ein Zoo ist ein Ort, wo so viele Arten und Varianten von Tieren wie möglich gesammelt werden, damit man sie sehen, beobachten, studieren kann. Im Prinzip ist jeder Käfig ein Rahmen um das Tier im Inneren. Die Besucher gehen in den Zoo, um Tiere anzuschauen. Sie gehen von einem Käfig zum anderen, Besuchern einer Kunstgalerie nicht unähnlich, die vor einem Bild stehenbleiben und sich dann zum nächsten oder übernächsten begeben. Doch im Zoo ist der Blickpunkt immer falsch. Wie bei einem unscharfen Bild. Man hat sich jedoch so sehr daran gewöhnt, daß man es kaum noch bemerkt; oder man zieht vielmehr eine Entschuldigung der Enttäuschung vor, so daß man sie nicht mehr fühlt. Folgende Entschuldigung: Was erwartest du? Du wolltest ja nicht etwas Totes ansehen, es ist lebendig. Es lebt sein eigenes Leben. Warum sollte dies mit seiner völligen Sichtbarkeit zusammenhängen? Der Gedankengang dieser Entschuldigung stimmt jedoch nicht ganz. Die Wahrheit ist verblüffender.

Ganz gleich, wie man diese Tiere ansieht, selbst wenn das Tier direkt am Gitter steht und weniger als einen halben Meter von einem entfernt ist und in Richtung des Publikums blickt, *sieht man etwas, das ganz und gar nebensächlich geworden ist*; und alle Konzentration, die man aufbringt, genügt niemals, um es ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Warum ist das so?

In gewissen Grenzen sind die Tiere frei, aber sie selbst und auch ihre Zuschauer setzen ihre Gefangenschaft als gegeben voraus. Die Sichtbarkeit durch das Glas, der Raum vor und hinter dem Gitter oder der leere Raum über dem Graben sind nicht das, was sie zu sein scheinen – wenn sie es wären, würde sich alles ändern. Sichtbarkeit, Raum und Luft sind also auf bloße Zeichen reduziert.

Manchmal nimmt das Dekor, das den zeichenhaften Charakter dieser Elemente akzeptiert, wieder auf sie Bezug, um die reine Illusion zu erzeugen – wie etwa bei den gemalten Prärien oder den blau gestrichenen Felstümpeln im hinteren Teil der Käfige kleiner Tiere. Manchmal wer-



Gilles Aillaud: *Grünes Interieur* (Ausschnitt)

den dadurch nur weitere Zeichen hinzugefügt, um ein wenig an die für das Tier natürliche Landschaft zu erinnern – so die toten Äste eines Baumes für Affen, künstliche Felsen für Bären, Kiesel und flaches Wasser für Krokodile. Diese zusätzlichen Zeichen dienen zwei verschiedenen Zwecken: für den Zuschauer sind sie wie Theaterkulissen; für das Tier stellen sie das äußerste Minimum einer Umgebung dar, in der es physisch existieren kann.

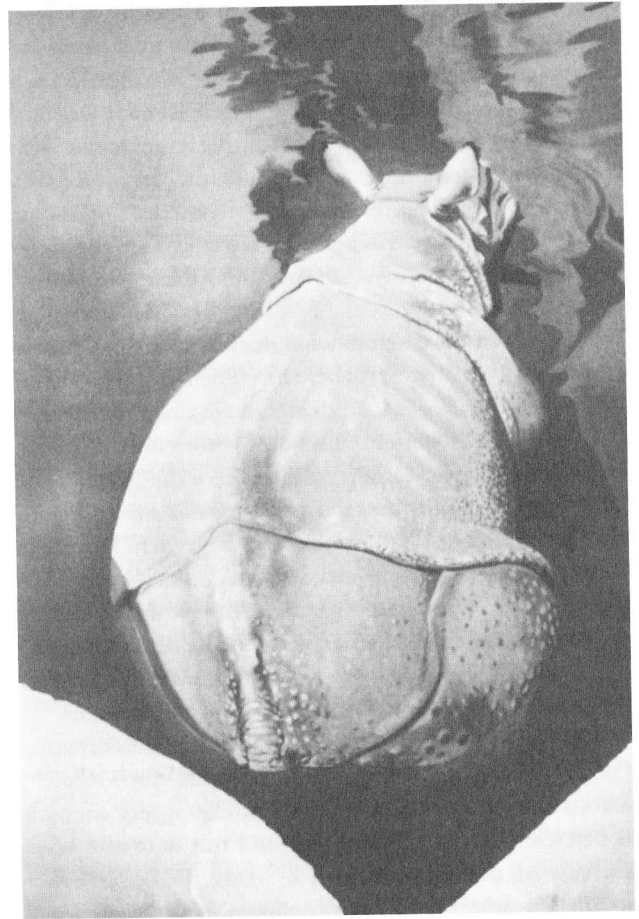
Die Tiere, die man voneinander isolierte und ohne Kontakt mit anderen Arten ließ, sind völlig von ihren Pflegern abhängig geworden. Folglich haben sich die meisten ihrer Reaktionen geändert. Was im Mittelpunkt ihres Interesses stand, wurde durch ein passives Warten auf eine Reihe willkürlicher Unterbrechungen von außen ersetzt. Die Ereignisse, die sie um sich herum beobachten, sind vom Standpunkt ihrer natürlichen Reaktionen ebenso unwirklich wie die gemalten Prärien. Gleichzeitig garantiert gerade diese Isolation (jedenfalls gewöhnlich) ihr langes Leben als Ausstellungsstück und erleichtert ihre Klassifizierung.

All dies macht sie zu Randfiguren. Der Raum, in dem sie leben, ist künstlich. Daher die Tendenz, sich immer

am Rand aufzuhalten. (Möglicherweise befindet sich jenseits der Grenzen wirklicher Raum.) In manchen Käfigen ist das Licht ebenfalls künstlich. In allen Fällen jedoch ist die Umgebung unwirklich. Nichts umgibt die Tiere außer ihrer eigenen Lethargie oder ihrer Hyperaktivität. Sie haben nichts, auf das sie einwirken könnten – ausgenommen, ganz kurz, das Fressen, das man ihnen bringt, und gelegentlich einen Artgenossen, den man ihnen zuführt. (Deshalb werden ihre wiederkehrenden Aktivitäten zu nebensächlichen Handlungen ohne Objekt.) Endlich haben ihre Abhängigkeit und ihre Isolation ihre Reaktionen so konditioniert, daß sie jedes Ereignis, das um sie herum stattfindet – gewöhnlich vor ihnen, wo das Publikum ist –, als nebensächlich behandeln. (Aus diesem Grund nehmen sie eine sonst ganz dem Menschen vorbehaltene Haltung an – die Gleichgültigkeit.)

Zoos, naturgetreues Tierspielzeug und die allgemeine kommerzielle Verbreitung der Tier-Bildersprache kamen alle auf, als die Tiere aus dem täglichen Leben verbannt wurden. Man könnte glauben, daß solche Innovationen kompensatorisch wirken. Doch in Wirklichkeit gehören die Innovationen selbst wieder der gleichen gnadenlosen Bewegung an, die die Tiere vertrieb. Die Zoos mit ihrer theatralischen Zurschaustellung der Tiere demonstrieren tatsächlich, wie absolut nebensächlich Tiere geworden waren. Die naturgetreuen Spielzeuge steigerten die Nachfrage nach der neuen Tiergruppe: dem städtischen Haustier. Die Reproduktion der Tiere durch die bildlichen Darstellungen – da ihre biologische Reproduktion durch Geburt immer seltener zu sehen ist – wurde noch durch den Wettbewerb vorangetrieben, die Tiere noch exotischer und dem Menschen fremder zu machen.

Überall verschwinden die Tiere. In den Zoos sind sie das lebende Monument ihres eigenen Untergangs geworden. Und deshalb riefen sie ihre letzte Metapher hervor. *Der nackte Affe*, *Der menschliche Zoo* sind Titel von Weltbestsellern. In diesen Büchern äußert der Zoologe Desmond Morris, das unnatürliche Verhalten der Tiere in



Gilles Aillaud: *Rhinoceros im Wasser*

Gefangenschaft könnte uns helfen, den Streß, der durch das Leben in einer Konsumgesellschaft entsteht, zu verstehen, zu akzeptieren und zu überwinden.

Alle Orte des erzwungenen Rückzugs – Ghettos, Barackenstädte, Gefängnisse, Irrenhäuser, Konzentrationslager – haben etwas mit den Zoos gemeinsam. Aber man macht es sich einerseits zu leicht und entzieht sich andererseits, wenn man den Zoo als Symbol einsetzt. Der Zoo

verdeutlicht die Beziehung zwischen Mensch und Tier; nichts anderes. Der Verdrängung der Tiere folgt heute die Verdrängung und die Abschaffung der einzigen Klasse, die in der Geschichte immer mit Tieren vertraut war und sich jene Weisheit bewahrt hatte, die eine solche Vertrautheit mit sich bringt: der mittlere und der kleine Bauer. Diese Weisheit besteht im Akzeptieren des Dualismus, der der Beziehung zwischen Mensch und Tier zugrunde liegt. Wahrscheinlich ist die Ablehnung dieses Dualismus ein wichtiger Faktor, dem modernen Totalitarismus den Weg zu ebnen. Aber ich möchte die Grenzen jener unprofessionellen, unausgesprochenen, jedoch grundlegenden Frage, die man an den Zoo richtet, nicht überschreiten.

Der Zoo kann nur enttäuschen. Der öffentliche Zweck eines Zoos besteht darin, den Besuchern die Möglichkeit zu geben, Tiere anzusehen. Doch nirgends im Zoo kann ein Fremder dem Blick eines Tieres begegnen. Der Blick des Tieres flackert höchstens und wendet sich dann anderem zu. Die Tiere blicken aus den Augenwinkeln heraus. Sie sehen blind in die Ferne. Sie suchen alles mechanisch ab. Sie sind Begegnungen gegenüber immunisiert, da nichts mehr im *Zentrum* ihrer Aufmerksamkeit stehen kann.

Das ist die letzte Konsequenz ihrer Verdrängung. Dieser Blick zwischen Tier und Mensch, der vielleicht eine wesentliche Rolle in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft gespielt hat und mit dem auf jeden Fall alle Menschen noch bis vor weniger als einem Jahrhundert gelebt haben, wurde ausgelöscht. Auch wenn der Zoobesucher jedes einzelne Tier ansieht, ist er, wenn er ohne Begleitung kommt, immer allein. Der Mensch in der Masse gehört einer Spezies an, die schließlich ebenfalls isoliert wurde.

Dieser historische Verlust, als dessen Mahnmal die Zoos gelten können, ist für die Kultur des Kapitalismus nicht wiedergutzumachen.

Der Anzug und die Photographie

Was hat August Sander den Leuten gesagt, bevor er Aufnahmen von ihnen machte? Und wie drückte er sich aus, daß sie ihm alle in gleicher Weise glaubten?

Jeder von ihnen blickt mit dem gleichen Ausdruck in den Augen auf die Kamera. Soweit Unterschiede bestehen, ergeben sie sich aus Erfahrung und Charakter des Betreffenden – der Priester hat ein anderes Leben geführt als der Tapezierer; aber für sie alle stellt Sanders Kamera den gleichen Gegenstand dar.

Sagte er einfach, ihre Photographien würden ein dokumentiertes Teilstück der Geschichte sein? Und benutzte er den Begriff »Geschichte« so, daß ihre Eitelkeit und Scheu wegfielen, daß sie in das Objektiv blickten und sich – eine seltsame historische Zeitform benutzend – sagten: *So sah ich aus?* Wir können es nicht wissen. Wir können nur die Einmaligkeit seines Werkes anerkennen, das er unter dem Gesamttitel »Menschen des Zwanzigsten Jahrhunderts« zu veröffentlichen plante.

Sein eigentliches Ziel bestand darin, in der Gegend von Köln, wo er 1876 geboren worden war, archetypische Repräsentanten für jeden möglichen Typus, jede soziale Klasse, jede Unterklasse, jede Beschäftigung, jede Berufung und jedes Privileg zu finden. Er wollte alles in allem 600 Portraitaufnahmen machen. Das Projekt wurde durch Hitlers Drittes Reich vorzeitig abgebrochen.

Sein Sohn Erich, ein Sozialist und Antinazi, wurde in ein Konzentrationslager verschickt, wo er starb; der Vater versteckte seine Archive auf dem Land. Was heute geblieben ist, ist ein außerordentliches soziales und menschliches Dokument. Kein anderer Photograph, der Portraitaufnahmen seiner eigenen Landsleute machte, hat je auf so klare Weise dokumentarisch gearbeitet.